

Albrecht Göschel

## Demographie und Stadt: Polarisierungen, Widersprüche und Ambivalenzen in der aktuellen Stadtentwicklung

Vom demographischen Wandel ist gesagt worden, er werde in den kommenden Jahren kein Stein auf dem anderen lassen, er würde alle Bereiche unseres Lebens, die Systeme sozialer Sicherung, das Berufsleben, das Leben in der Stadt, Wohnen oder Bildung von Grund auf verändern. Zwar ist davon bislang noch nicht allzu viel zu spüren, sieht man einmal von den Sozialversicherungs- und Arbeitsmarktreformen der letzten sozialdemokratischen Regierung ab, die zentral unter den erwarteten Herausforderungen des demographischen Wandels in Gang gebracht wurden. Allerdings stehen wir zum einen auch erst am Anfang der möglichen Auswirkungen, die der seit ca. 40 Jahren ablaufende demographische Wandel nach sich ziehen wird, zum anderen werden wir bereits mit Entwicklungen konfrontiert, die schleichend ablaufen, daher kaum unmittelbar spürbar und dennoch auf den demographischen Wandel zurückzuführen sind. Insgesamt wird man davon ausgehen müssen, dass Unterschiede, Ungleichheiten und Gegensätze verstärkt werden. Der demographische Wandel könnte ein Faktor für das „Ende des sozialdemokratischen Konsenses“ oder des „Sozialdemokratischen Zeitalters“ darstellen<sup>1</sup>. Zunahme von Polarisierungen, Widersprüchen, Gegensätzen und Ambivalenzen<sup>2</sup> aus dem demographischen Wandel sind auch für die Stadt und die Stadtentwicklung zu erwarten.

### 1. Faktoren des demographischen Wandels

Drei Faktoren, von denen zwei als „Megatrends“<sup>3</sup> und einer als unsichere, stark schwankender Vorgang gelten, bilden den demographischen Wandel.

- Rückgang der Geburtenraten
- Alterung
- Wanderungen

Rückgang der Geburtenraten und Alterung gelten als „Megatrends“, das heißt als langfristig wirksame, kaum zu steuernde, aus geringfügigen Anfängen zu umfassenden Tendenzen anwachsende Trends. Wanderungen dagegen gelten als instabil, kaum prognostizierbar, schwankend, auch wenn das Phänomen der Wanderungen unsere Geschichte in allen Phasen begleitet und geprägt hat.

Da diese drei Trends weitgehend bekannt sind, sollen sie hier nur mit wenigen Stichworten beschrieben werden.

#### Rückgang der Geburtenraten

Bis zum Beginn der 1970er-Jahre lag die Geburtenrate (TFR – Total Fertility Rate) in Deutschland konstant über der so genannten Bestandssicherungsgröße von 2,1 (durchschnittlich 2.1 Kinder pro gebärfähiger Frau), zeitweilig, vor allem um die Mitte der

---

<sup>1</sup> Ralf Dahrendorf, Zu einer Theorie des sozialen Konflikts, in: Wolfgang Zapf (Hrsg.), Theorien des sozialen Wandels, Köln 1970, S.108-123.

<sup>2</sup> Zu „Ambivalenz“ als einer fundamentalen Kategorie vgl. Kurt Lüscher, „Homo ambivalenz“: Herausforderungen für Psychologie und Gesellschaft, in: Psychotherapeut 54, 2010, S. 136-146.

<sup>3</sup> Matthias Horx, Das Mega-Trend-Prinzip. Wie die Welt von morgen entsteht, München 2011; Gerhard Naegele, Handlungsfelder einer zukünftigen Alterssozialpolitik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 4-5/2013, S. 18-23.

1960er-Jahre – Generation der „Baby-Boomer“ – sogar deutlich darüber<sup>4</sup>. Seit Anfang der 1970er-Jahre liegt dieser Wert konstant unter 2,0 und hat sich bei knapp unter 1,4 eingependelt. Ursache dafür ist weniger die so genannte „Einkindfamilie“, als vielmehr die Tatsache, dass ca. 30% der Frauen – und nur um sie geht es in der Demographie – für ihr ganzes Leben kinderlos bleiben. Mit dieser niedrigen, unter dem Bestandssicherungsniveau liegenden TFR wird ohne Zweifel ein Bevölkerungsrückgang ausgelöst, der allerdings teilweise durch die beiden anderen Trends kompensiert wird.

### Alterung

Bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts steigt in Deutschland wie in allen westlichen Ländern die Lebenserwartung der Bevölkerung mehr oder weniger kontinuierlich um ca. drei Monate pro Geburtsjahrgang an. Im 20. Jahrhundert ist damit die durchschnittliche Lebenserwartung um ca. 30 Jahre gestiegen, von knapp unter 50 Jahre auf zurzeit um 80 Jahre, bei Männern etwas weniger, bei Frauen leicht darüber. Zusammen mit dem Geburtenrückgang führt das zu einer deutlichen Alterung der Gesamtbevölkerung und zu einer verminderten Schrumpfung. Hätte es nur die Alterung ohne den Geburtenrückgang gegeben, würde Deutschland heute ca. 110 Mill. Einwohner aufweisen und nicht 80 Mill. wie die letzte Bevölkerungszählung ergeben hat. Die bislang noch wirksame quantitative Kompensation des Geburtenrückgangs durch die Alterung wird allerdings in den kommenden Jahren erheblich zurückgehen und insgesamt zu einer klaren Schrumpfung der Bevölkerung führen<sup>5</sup>.

Dennoch ist bis zu einer schwer bestimmbaren Größe die Gesamtzahl der Bevölkerung nicht das entscheidende Problem, sondern die Alterung oder besser „Unterjüngung“ (Franz-Xaver Kaufmann), die als Übergangsphänomen zwischen grundverschiedenen Bevölkerungsstrukturen verstanden werden kann, von der Bevölkerungspyramide zur Bevölkerungssäule, falls es denn dazu kommt und sich eine Bevölkerung nicht auf einen dauerhaften Schrumpfungspfad mit der Altersstruktur des Bevölkerungspilzes hin bewegt<sup>6</sup>.

Das entstehende Übergewicht der Alten wird am steigenden Medianalter, also dem Alter, das eine Bevölkerung in exakt zwei gleichgroße Teile teilt, erkennbar. Weltweit liegt dieses Alter zurzeit bei 29 Jahren mit der Erwartung eines Anstieges bis 2050 auf 38 Jahre, in Deutschland zurzeit bei 44 Jahren und einer Prognose für 2050 von 53 Jahren, d.h. im Jahr 2050 wäre mehr als die Hälfte der in Deutschland lebenden Bevölkerung 53 Jahre und älter. Im Vergleich dazu liegen die entsprechenden Werte der so genannten Entwicklungsländer deutlich niedriger, auch wenn die aktuellen und erwarteten Anstiege stärker sind, als in den Industrieländern. Wegen der zurzeit etwa gleichgroßen Bevölkerungszahl wird zum Vergleich mit Deutschland gerne Äthiopien heran gezogen. Dort liegt dies Medianalter zurzeit bei 19 Jahren, das heißt die Hälfte der Bevölkerung ist 19 Jahre oder jünger, und der Anstieg bis 2050 wird bei 32 Jahren prognostiziert<sup>7</sup>.

Dieses wachsende Übergewicht der Älteren bzw. die „Unterjüngung“ lässt sich auch durch die Anteilsverschiebungen einzelner Altersgruppen illustrieren: Um 1900 waren in Deutschland 44% der Bevölkerung unter 20 Jahre alt, also ein ähnlich großer Anteil wie heute in Äthiopien; gegenwärtig umfasst diese Gruppe nur noch 20% und 2050 vermutlich nur noch

<sup>4</sup> Franz-Xaver Kaufmann, Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen, Frankfurt/M. 2005, S. 81.

<sup>5</sup> Herwig Birg, Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt, München 2005, S. 90.

<sup>6</sup> Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung: 2004, zitiert nach Susanne Schmid, Bevölkerungsentwicklung in Deutschland und weltweit, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 4-5/2013 S. 48.

<sup>7</sup> Susanne Schmid, a.a.O. S. 50.

15% der Bevölkerung. Um 1900 waren in Deutschland 8% der Bevölkerung über 60 Jahre, zurzeit sind es 25%, 2050 könnten es 39% sein<sup>8</sup>. Weniger die Gesamtzahlen einer Bevölkerung, als vielmehr diese Verschiebungen der Altersgruppenanteile stellen das eigentliche demographische Problem dar.

### Wanderungen

Historisch sind drei Typen von Wanderungen je nach unterschiedlichen Wanderungsmotiven bekannt, die sich allerdings überlagern können: Politisch-religiöse, ökologisch induzierte oder Wohlstandswanderungen. Während der erste Typ, der sich in „Asylsuchenden“ niederschlägt, bereits eine nennenswerte Größe erreicht hat, spielen ökologisch, also z.B. durch den Klimawandel ausgelöste Wanderungen bislang keine nennenswerte Rolle, könnten aber zukünftig zu einem gravierenden Problem werden. Dominant für Wanderungen innerhalb oder nach Deutschland sind dagegen die Wohlstandswanderungen, also Wanderungen aus tendenziellen Armuts- oder Benachteiligungs- in Wohlstandregionen. So zeigt der Vergleich von durchschnittlicher Kaufkraft als Indikator für „Wohlstand“ mit Wanderungsbewegungen, dass fast alle Regionen der neuen Bundesländer unterdurchschnittliche Kaufkraft der Bevölkerung aufweisen und dass sie die Regionen mit Abwanderungen sind, um so ausgeprägter sind, je niedriger die „Kaufkraft“ liegt, während die westdeutschen Metropolen oder Regionen mit hoher durchschnittlicher Kaufkraft auch die größten Zuwanderungen erreichen<sup>9</sup>. Für internationale Wanderungen gelten cum grano salis die gleichen Bedingungen.

## 2. Polarisierung der Stadtentwicklung in schrumpfende und wachsende Städte und Regionen

Eine erste Folge dieses demographischen Wandels der Bevölkerungsschrumpfung und Alterung ist nun nicht, wie eigentlich zu erwarten wäre, eine Schrumpfung aller Regionen und Städte, sondern auf Grund der inner- und internationalen Wohlstandswanderungen eine Polarisierung in schrumpfende und wachsenden Städte<sup>10</sup>. Da besonders Wohlstandswanderungen sozial selektiv verlaufen – es wandern die jüngeren, aktiven, gut ausgebildeten Bevölkerungsgruppen und von diesen vor allem die jungen Frauen<sup>11</sup> – polarisieren sich aber nicht nur die absoluten Bevölkerungszahlen in den unterschiedlichen Regionen, sondern auch die Bevölkerungsstrukturen. Schrumpfungsgebiete überaltern stärker und schneller als Wohlstands- bzw. Wachstumsregionen und ihre Bevölkerung tendiert im

<sup>8</sup> Jürgen Kocka, Martin Kohli, Wolfgang Streeck (Hrsg.), *Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik*, Halle 2009, S. 337.

<sup>9</sup> Dirk Hänsen, Sebastian Lentz, Sabine Tzschaschel (Hrsg.), *Deutschlandatlas. Unser Land in 200 thematischen Karten*, Darmstadt 2010, S. 55 (Verfügbares Einkommen der Haushalte), S. 24 (Gesamtwanderungssaldo).

<sup>10</sup> In den 1980er- und 1990er-Jahren bestimmte diese Polarisierung in wachsende und schrumpfende Städte und vor allem das neue Phänomen der Stadtschrumpfung die stadtsoziologische und –ökonomische Debatte über einen Stadtbau unter den Bedingungen von Schrumpfung, vgl. z.B. Karl Dieter Keim (Hrsg.), *Regenerierung schrumpfender Städte - zur Umbaudebatte in Ostdeutschland*, Erkner 2001; Jürgen Friedrichs, *Eine Typologie westdeutscher Großstädte und Muster ihrer Entwicklung 1970 – 1990*, in: Jürgen Friedrichs (Hrsg.), *Die Städte in den 90er-Jahren. Demographische, ökonomische und soziale Entwicklungen*, Opladen / Wiesbaden 1997, S. 67-90; Hartmut Häußermann u. Walter Siebel, *Neue Entwicklungstypen von Großstädten*, in: Frih Hof Hager u. Werner Schenkel (Hrsg.), *Schrumpfungen. Chancen für ein anderes Wachstum. Ein Diskurs der Natur- und Sozialwissenschaften*, Berlin 2000, S. 75-97; Hartmut Häußermann u. Walter Siebel, *die Polarisierung der Großstadtentwicklung im Süd-Nordgefälle*, in Jürgen Friedrichs, Hartmut Häußermann, Walter Siebel (Hrsg.), *Süd-Nordgefälle in der Bundesrepublik?*, Opladen 1986; Hartmut Häußermann u. Walter Siebel, *Die schrumpfende Stadt in der Stadtsoziologie*, in: *Soziologische Stadtforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 29/1988*, hrsgg. von Jürgen Friedrichs, S. 78-94; Dieter Läßle, *Trendbruch in der Raumentwicklung. Auf dem Weg zu einem neuen Entwicklungstyp?* In: *Informationen zur Raumentwicklung*, H. 11/12, 1986, S. 909-920.

<sup>11</sup> Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (Hrsg.), *Not am Mann. Vom Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht?* Berlin 2007, S. 41; Hänsen u.a., a.a.O. S. 23.

Durchschnitt zu niedrigeren Bildungsqualifikationen. Vor allem weisen die Gebiete eine wachsende Überproportionalität an Männern und vor allem an jüngeren Männern auf, die zunehmend als Risikogruppe in Erscheinung treten: Junge Männer „ohne Frau und ohne Job“, eine Gruppe also, deren Ausgrenzung unbedingt vermieden werden sollte, aber dennoch unaufhaltsam erfolgt, so dass diese Gruppe der jungen Männer, auf die Gewalt eine besondere Attraktivität ausübt<sup>12</sup>, ständig größer wird. Den Wachstumsregionen dagegen gelingt nicht nur eine Zunahme, zumindest eine Stabilisierung ihrer Bevölkerungszahl, sondern ansatzweise auch eine Korrektur ihrer „Unterjüngung“ durch den Zuzug jüngerer, vor allem weiblicher „Wanderer“.

In den Schrumpfsregionen und –städten entstehen auf diese Weise ziemlich dramatische Bedingungen, die sich u. a. darin äußern, dass wegen der Bevölkerungsverluste Infrastrukturen gar nicht mehr oder nur noch mit Mühe aufrechterhalten werden können. So investiert das Bundesland Sachsen inzwischen im Bildungswesen überproportional in die Schrumpfsgebiete, wenn man die Aufwendungen pro Schüler berechnet, zum relativen Nachteil der stabilen Städte Dresden und Leipzig, ohne doch die Abwanderung oder die relativ hohe Arbeitslosigkeit in den schwachen Gebieten entscheidend zurückführen zu können. Die neuen Bundesländer sehen sich in den letzten Jahren zunehmend gezwungen, die Zahl „zentraler Orte“, also der Städte mit vollständiger Infrastruktur, drastisch zu reduzieren<sup>13</sup>. Daneben beginnen in diesen Ländern auch Planungen über die Aufgabe von Siedlungsbereichen, die wegen unverhältnismäßig hoher Investitionsbedarfe – pro Kopf der Einwohner – nicht mehr aufrecht erhalten werden können.

Es waren diese Schrumpfsprobleme, die in den 1980er-Jahren – für den Westen – und seit den 1990er-Jahren für das vereinigte Deutschland die Planungsdebatte zentral bestimmt haben. Problematisiert wird eine grundlegende Norm von Politik und Raumplanung, die „Gleichwertigkeit“ oder gar „Gleichheit“ der Lebensbedingungen innerhalb eines Staatswesens<sup>14</sup>. Schrumpfung aus Bevölkerungsrückgang und Wanderung scheint die Sicherung zumindest eines Gleichheitsanspruchs unmöglich zu machen, so dass zu klären ist, ob denn zumindest eine Gleichwertigkeit erreichbar sein könnte. Dafür kommt es entscheidend darauf an, was unter „Gleichwertigkeit“ verstanden wird. Sollen unterschiedliche Lebensqualitäten gegeneinander aufzureichen sein, also z.B. umfangreiche „Kulturversorgung“ in den Metropolen gegen gute Umweltbedingungen in den Schrumpfsregionen, und kann man sich unterschiedliche Lebensstile vorstellen, die jeweils das eine schätzen, auf das andere aber ohne Benachteiligungsgefühle verzichten können? Und für welche Infrastrukturbereiche sind solche Gegenrechnungen auf gar keinen Fall zulässig, also z.B. nicht für das Bildungs- und Gesundheitswesen oder für „innere Sicherheit“, obwohl diese als die entscheidenden Bereiche der Daseinsvorsorge zu gelten hätten, gerade in ihnen aber keine „Gleichheit“ oder „Gleichwertigkeit“ garantiert werden kann?

<sup>12</sup> Charles Taylor, Ein säkulares Zeitalter, Berlin 2012, S. 1092, 1174.

<sup>13</sup> Leo Artmann u. Marion Kaps, Veränderungen im mitteldeutschen Zentrale-Orte-System als räumliche Konsequenz des demographischen Wandels, in: Martin T.W. Rosenfeld u. Dominik Weiß (Hrsg.), Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse zwischen Politik und Marktmechanismen. Empirische Befunde aus den Ländern Sachsen-Sachsen-Anhalt und Thüringen, Hannover 2010, S. 120-133.

<sup>14</sup> Martin T.W. Rosenfeld u. Dominik Weiß (Hrsg.) a.a.O. Werner Ernst, Werner Hoppe, Rainer Thoss (Hrsg.), Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse auch bei abnehmender Bevölkerungszahl? Münster 1981; Susanne Reichel, Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse. Verfassungsauftrag und Raumordnungsrecht, München 2009; Thilo Rohlf's, Die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse – ein Verfassungsprinzip des Grundgesetzes? Frankfurt/M. 2008.

Zwar zeigt sich im Ansatz, von „Gleichheit“ auf „Gleichwertigkeit“ umzuschalten, der Versuch, von engen Normierungen der Versorgungsstandards, wie sie noch die Disparitätsstudien der 1970er-Jahre kennzeichneten, abzurücken. Ob es aber im Gegenzug gelingt, für unterschiedliche Räume auch unterschiedliche Milieus oder Lebensstile als Bewohner zu gewinnen, die unterschiedliche Standards der Versorgung nicht als Benachteiligung, sondern als Gleichwertigkeit oder gar als Gewinn anerkennen können, scheint zur Zeit doch sehr fraglich zu sein. Die konstant hohen Abwanderungen aus fast allen ländlichen Gebieten – mit Ausnahme einiger kleiner Regionen z.B. in Niedersachsen um Cloppenburg – spricht eher gegen die Perspektive, mit dem „Gleichwertigkeitsmodell“ die Bevölkerungszahlen schrumpfender Gebiete stabilisieren zu können, auch wenn es eine Rückkehr zum regionalen Gleichheitsprinzip, an dem sich die Raumordnung über mehrere Jahrzehnte orientierte, vermutlich auf absehbare Zeit nicht geben wird.

3. Anstieg der Haushaltszahlen und der Wohnfläche trotz Bevölkerungsrückgang  
Vielfach wurde mit dem demographischen Wandel, also besonders mit dem Bevölkerungsrückgang die Vorstellung und Hoffnung verbunden, es könne mit einer niedrigeren Bevölkerungszahl auch eine Entlastung beim Verbrauch von Ressourcen verbunden sein.

In Bezug auf Wohnfläche, eine wichtige Größe für den Ressourcenverbrauch, scheint das aber eher nicht der Fall zu sein. Und wieder sind es demographische Wandlungen in der Bevölkerungsstruktur, die diese Hoffnungen durchkreuzen. Im demographischen Wandel entsteht zunehmend die Lebensform der Kleinfamilie und des Single-Haushaltes, vor allem auch bei den Älteren selber<sup>15</sup>. Je weniger Personen aber durchschnittlich in einer Wohnung leben, umso größer ist die durchschnittliche Wohnfläche, die in einer Gesellschaft beansprucht wird, da jede einzelne Wohnung, gleichgültig wie viele Bewohner sie hat, eine feste Grundausstattung – Küche, Bad, Erschließungswege wie Treppenhäuser etc. – benötigt. Selbst bei schrumpfender Bevölkerungszahl steigt also – vorerst, und bei gleich bleibendem oder gar steigendem Wohlstand – die Zahl der Haushalte und damit auch die durchschnittliche Wohnfläche, mit all den ökologisch ungünstigen Folgen von Energie- und Materialbedarf bei der Erstellung und beim Betrieb dieser Wohnungen.

Vor allem in den Dienstleistungsmetropolen liegen die Anteile von Einpersonenhaushalten an der Gesamtzahl der Haushalte inzwischen bei 50% und darüber, und sie alle benötigen und erwarten „komplette“ Wohnungen mit hinreichender Fläche.

Weniger eindeutig sind die Auswirkungen auf den motorisierten Individualverkehr als einer weiteren Quelle gravierender ökologischer Belastungen. Kleine Haushalte, meist in verdichteter, innenstadtnaher Lage, scheinen zunehmend auf den eigenen PKW zu verzichten, während größere Haushalte im Einfamilienhaus in peripherer Lage häufig über zwei Wagen verfügen, so dass der Wandel der Familienform nicht unbedingt auch zu einem Anstieg des PKW-Besatzes führen muss. So verfügen in Berlin über 40% aller Haushalte über keinen PKW. Zudem tendiert das Auto dazu, seine Funktion als Statussymbol zu verlieren, so dass es gerade für modernisierte Milieus auf seinen „Gebrauchswert“ reduziert wird, und der pflegt in verdichteten Bebauungen schon wegen des fehlenden Parkraumes begrenzt zu sein. Im Verkehrswesen scheint also der Zusammenhang zwischen schrumpfender Bevölkerung und

---

<sup>15</sup> Etwas zwei Drittel der Älteren leben in Einpersonenhaushalten, vgl. Rolf Heinze, Die Schaffung altersgerechter Wohnsettings als Herausforderung, in: Generali Zukunftsfonds (Hrsg.) und Institut für Demoskopie Allensbach, Generali Altersstudie 2013. Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren, Frankfurt/M. 2012, S. 119-131, hier S. 120.

dennoch wachsenden ökologischen Belastungen nicht so eindeutig gegeben zu sein, wie im Wohnen. Ein Rückgang des PKW-Besatzes scheint jedoch auch noch nicht eingetreten zu sein.

#### 4. Neue Lebensphasen im demographischen Wandel

Von tief greifendem Einfluss auf das Leben in der Stadt scheint nun neben den gegenläufigen Entwicklungen der Einwohnerzahlen in schrumpfenden und wachsenden Regionen und Städten vor allem die Entstehung von zwei neuen Lebensphasen durch den demographischen Wandel zu sein, die Herausbildung von „Jugend“ und neuerlich von „Jung-Alter“.

##### „Jugend“ als erste neue Lebensphase

Allein die Verlängerung der Lebenserwartungen um die genannten drei Monate pro Geburtsjahrgang verändert die individuellen Biographien und die in dieser entstehenden Werte und Orientierungsmuster offenbar grundlegend. Schon seit den 1920er-Jahren bekannt ist die Herausbildung des Lebensabschnitts „Jugend“, der sich zum einen in den Jugendbewegungen dieser Zeit, zum anderen im Kino dieser Jahre in der Figur des „girls“ manifestierte, in der androgynen Erscheinung eine typische weibliche Jugendfigur. Noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts umfasste diese Lebensspanne bei der überwältigenden Mehrzahl der jungen Menschen nur wenige Wochen oder Monate, wenn sie denn überhaupt in Erscheinung trat. Jugend, definiert als die Zeitspanne vom Beginn der Sexualreife, also von der Pubertät bis zum Eintritt ins Berufsleben, bestand für einen Großteil der Bevölkerung überhaupt nicht. Mit ca. 14 oder 15, also etwas später als heute, trat die Pubertät ein, und sie fiel in der Regel zusammen mit dem Ende der Schulzeit – als Grundschulzeit – und damit gleichzeitig auch mit dem Beginn des Berufslebens, in der Regel als Lehre oder Anlernvorgang, also als Arbeit in einer von Erwachsenen definierten Arbeitswelt.

Heute kann diese Spanne – von der Pubertät mit 12 bis 13 Jahren bis zur Aufnahme eines Berufes nach langer Ausbildung in Schule und Hochschule – bis zu zwei Jahrzehnte, also ein Viertel des gesamten Lebens umfassen. Damit ist „Jugend“ keine kurze Zwischenepisode, kein Moratorium mehr, in dem der oder die Jugendliche im Grunde bereits auf die Erwachsenenwelt hin lebt, sondern eine lange Phase des Suchens, der Selbstfindung, in eigenen Jugendwelten des Bildungswesens und der Freizeit, mit eigenen Konsumstilen, aber ohne echte Verantwortung gegenüber dem eigenen Ich und anderen, möglicher Weise abhängigen Mitmenschen.

Diese Kombination von Selbstsuche oder Selbstverwirklichung und begrenzter Verantwortung scheint nun als prägende Erfahrung die gesamte folgende Biographie des Einzelnen zu bestimmen. Nicht das unmittelbar bevorstehende Erwachsenenalter prägt Jugend, sondern Jugend eben dieses Erwachsenenalter. Sogar von einer „Juvenilisierung“ der Gesellschaft ist die Rede<sup>16</sup>, und die Verbindung von Selbstverwirklichung und begrenzter Bereitschaft, sich für das eigene Tun verantwortlich zu fühlen, findet sich gleichfalls als Befund in der Werteforschung<sup>17</sup>. Nicht immer und nicht unausweichlich führt diese Jugendlichkeitsorientierung zum Hedonismus, aber ein starker Wunsch, „Spaß“ zu haben, in der Jugend, aber auch als Erwachsener und selbst noch als Älterer, scheint doch unübersehbar zu sein.

<sup>16</sup> Bettina Munimus; Ältere – Taktgeber in der alternden Gesellschaft? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 4-5/2013, S. 57-62, hier S. 58, für die so genannten „68er“ behauptet, aber vermutlich ein breiteres, allgemeines Phänomen.

<sup>17</sup> Charles Taylor, a.a.O., S. 1028

Für die Städte, für die Kommunalpolitik insgesamt, für Kulturpolitik und Stadtentwicklung im Besonderen könnte aus dieser Juvenilisierung die Tendenz zur Eventpolitik, zur „Eventualisierung“ der Stadt folgen, die sich gegenwärtig in vielfacher Weise zeigt, von „Open-Air-Konzerten“, ständigem „Public Viewing“, Straßenfesten bis zu einer postmodernen Architektur, die die Stadt unterhaltsam machen und als großes Fest erscheinen lassen soll. Vor allem aber die eigentlichen Konsumzonen der Städte tragen diesem Wunsch nach Spaß, Erlebnis und Unterhaltung in Schaufensterdekorationen der Fußgängerzonen Rechnung, und alle Altersgruppen, auch die Älteren beteiligen sich an diesen neuen Formen des Stadterlebnisses.

#### Jung-Alter als zweite neue Lebensphase

Völlig neu und ohne jegliches Rollenbild ist allerdings die zweite neue Lebensphase, die sich mit der Verlängerung der Lebenserwartung unter Wohlstandsbedingungen herausbildet, das so genannte Jung-Alter, das für die Zeit vom Beginn des siebenten bis zum Ende des achten Lebensjahrzehntes, als von Anfang 60 bis Ende 70 reichen kann, und für das es in der jetzt entstehenden Weise kein historisches Vorbild gibt<sup>18</sup>. Nie zuvor hat für fast alle Mitglieder einer Gesellschaft die Situation bestanden, nach Abschluss des Arbeitslebens noch mehr als ein Jahrzehnt in relativ guter geistiger und körperlicher Verfassung ohne fixierte Pflichten und in den meisten Fällen ohne unmittelbare Armutsbedrohung<sup>19</sup> vor sich zu haben.

Das klassische Rollenbild des Alters als Rückzug und Lebensabend, als Rückblick, Leben in Erinnerung, Abgeklärtheit und Weisheit ist für dieses Jung-Alter unpassend und unbrauchbar, auch wenn einzelne Elemente solcher Altersbilder in diesen neuen Lebensabschnitt übernommen werden. Mit der Ausweitung der Lebenszeit gewinnen die Jung-Alten gesunde, potentiell aktive Jahre und keine der Behinderung, der Begrenzung, des verlängerten Alters nach traditionellem Muster hinzu. Im Wesentlichen ist dieser Lebensabschnitt vom Wunsch nach Teilnahme, nach Fortsetzung der bisherigen Lebensweise, wenn auch unter etwas anderen Bedingungen geprägt. Damit folgen die Jung-Alten, ohne dass ihnen das unmittelbar bewusst wäre, dem Rat des antiken Arztes Hippokrates, der empfahl, beim Eintritt ins Alter, das er auf 56 ansetzte, also fast genau auf den Punkt, an dem heute auch das Jung-Alter beginnen könnte, gewohnte Tätigkeiten und Verhaltensformen nicht zu unterbrechen, sondern nach Möglichkeit fortzusetzen. Da das auch aktuell eine der Grundregeln zu sein scheint, vertiefen sich im Alter die Unterschiede, die bereits im vorhergehenden Erwachsenenalter entstanden sind. Wer in seinem Leben kreativ, produktiv und aktiv war, sei es im Berufsleben, sei es in der Freizeit oder in der Familie, bleibt es auch in den Ruhestand hinein und macht aus den hinzugewonnenen Jahren die guten Jahre, die zurzeit möglich sind. Wer Zeit seines Lebens eher passiv, im Berufsleben nicht besonders erfolgreich, dem öffentlichem Engagement oder der eigenen Familien gegenüber eher gleichgültig war, hat nur geringe Chancen, die neue Phase der Jung-Alters in ganzer Länge und in guter geistiger und körperlicher Verfassung zu erleben. Er oder sie stirbt nicht nur früher, sondern auch kränker, läuft also höheres Risiko, das Jung-Alter nur als geringfügige Verlängerung des traditionellen Alters zu erleben.

<sup>18</sup> Deutscher Bundestag, Unterrichtung durch die Bundesregierung, Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland – Altersbilder in Gesellschaft, und Stellungnahme der Bundesregierung, Köln 2010

<sup>19</sup> Zu faktisch geringen, dennoch aber von den Individuen weit überschätzten Armutsbedrohung Älterer vgl. Axel Börsch-Supan, Martin Gasche, Bettina Lamia, Anmerkungen zur Diskussion über Altersarmut, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 4-5/2013, S. 23-29.

Eine wachsende Zahl der Älteren scheint aber zum aktiven Pol zu tendieren, auch wenn dadurch noch nicht klar ist, wie die Rolle des Jung-Alters bestimmt wird. Einige Facetten jedoch bilden sich langsam heraus. Die Altersforschung empfiehlt das Modell SOK: „Selegieren, Optimieren, Kompensieren“. Und sie stellt fest, dass zufriedene Älter auch nach diesem Prinzip leben<sup>20</sup>.

Als oberste Priorität steht der Wunsch, das selbstständige Leben so lang wie möglich beizubehalten<sup>21</sup>. Jede Art von institutionalisiertem Wohnen wird kritisch gesehen und so lange wie möglich vermieden. Daneben scheint dem Wunsch danach, noch gebraucht zu werden und teilzunehmen, ganz entscheidende Bedeutung beizukommen. Die Neigung zur Generativität, also zum Leben mit und für nachfolgende Generationen wächst mit dem Alter, und dies auch bei denjenigen, die keine eigenen Kinder hatten<sup>22</sup>. Es wächst aber auch die Neigung zu Altruismus und Spiritualität<sup>23</sup>, ohne dass sie sich notwendig in einer Hinwendung zu den bestehenden Kirchen und Konfessionen ausdrücken müsste, obwohl auch das der Fall sein kann. Darin, und im Wunsch nach Erfahrungsweitergabe und Generativität könnte man modernisierte Formen von „Weisheit“ sehen, die traditionell dem Alter zugeschrieben wird.

In einem besonderen Punkt zeigt sich die Parallele des Jungs-Alters zur Jugend, d.h. die Prägekraft, die die verlängerte Jugend bis ins Alter hinein ausübt. Ähnlich wie Jugendliche zunehmend dazu neigen, ihr Leben als „Projekt“ zu sehen, das in selbstbestimmter Weise gelingen soll, also von Schicksal oder externen Mächten befreit gedacht wird, entsteht bei den „neuen Alten“ die Vorstellung des „Lebens als Werk“<sup>24</sup>, das als sinnerfülltes Ganzes wahrgenommen werden soll, und das mit dem Beginn des Jung-Alters auch noch nicht abgeschlossen ist. Das gelingende Alter wird Teil dieses Lebens als Werk, auch da, wo von einem „Lebenswerk“ im engeren Sinne nicht die Rede sein kann. Das gelingende und glückliche Alter ist nach diesem Bild ein nützliches Alter<sup>25</sup>, sei es durch Generativität, sei es durch Fortsetzung einer noch nicht als abgeschlossen angesehenen, berufsähnlichen Arbeit, die sich sowohl als „bürgerschaftliches Engagement“ als auch in einer Tätigkeit als „Senior Adviser“ verwirklichen kann. Selbstverwirklichung, wie sie das Jugend- und im Rahmen des Möglichen auch das Erwachsenenalter prägt, findet auch im Jung-Alter noch seine Fortsetzung in einer Idee des „Self Growth“, eines Wachstums des Selbst, das zwar anders ausgerichtet sein kann als es in der Jugend, das sich aber dennoch von traditionellen Bildern der wachsenden Begrenzungen und Verluste als Schicksal des Alters deutlich unterscheidet. Eine „Erhaltung des Selbst“ nach den Normen und Kriterien, die das gesamte bisherige Leben bestimmt haben, und keine Selbstaufgabe wird als Inhalt von „Alter“ erkennbar, und das heißt für dieses neue Alter auch, dass gutes Altern bedeutet, Ziele zu haben<sup>26</sup>.

Diese Elemente des Jung-Alters führen allerdings zu höchst unterschiedlichen Ausprägungen in unterschiedlichen Milieus. Besonders die „Self-Growth-Haltung“ und die Reflexion des bisherigen Lebens unter dem Aspekt eines „Ganzen“, eines Zusammenhanges kann auch die

---

<sup>20</sup> Kai Brauer u. Jürgen Kocka, Einleitung zum Kapitel „Zeit und Erfahrung als Ressourcen: Tätigkeiten, Übergangspfade und Arbeitsmotive vor und nach dem Übergang in den Ruhestand“, in: Jürgen Kocka, Martin Kohli, Wolfgang Streeck (Hrsg.), Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik, Halle 2009, S. 15-17, hier S. 17.

<sup>21</sup> Rolf G. Heinze 2012, a.a.O. S. 119.

<sup>22</sup> Eric Schmitt, Bürgerschaftliches Engagement Hochaltriger, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 4-5/2013, S. 9-13.

<sup>23</sup> Andreas Kruse u. Hans-Werner Wahl, Zukunft Altern. Individuelle und gesellschaftliche Weichenstellungen, Heidelberg 2010, S. 179

<sup>24</sup> Simone de Beauvoir, Das Alter, Reinbek bei Hamburg 2012 (1977); Eric Schmitt, a.a.O. S. 11.

<sup>25</sup> Kai Brauer, Martin Kohli, Jürgen Kocka (Hrsg.), Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik, Halle 2009, S. 15

<sup>26</sup> Andreas Kruse und Hans-Werner Wahl, Zukunft Altern. Individuelle und gesellschaftliche Weichenstellungen, Heidelberg 2010, S. 178.



Lücken, die Versäumnisse hervortreten lassen, z.B. also die Konsumverzichte, die man aus Geld- oder Zeitmangel, aus beruflichen oder familiären Gründen erbringen musste. Es entsteht der Wunsch, diese Lücken zu schließen, keine Kompromisse mehr machen zu müssen, jetzt die Erlebnisse z.B. auf Reisen, bei sog. Hobbys oder in Konsumvorgängen zu suchen, die bisher aus unterschiedlichsten Gründen verwehrt waren. Im Kontext einer „Seins-Ökonomie“, die ein individuelles Sein durch Konsum von Waren verspricht<sup>27</sup>, können auch für die Jung-Alten Konsumvorgänge wachsende und nicht, wie für das traditionelle Bild des Alters angenommene, schwindende Bedeutung erlangen.

Unter diesen Bedingungen kann es kaum überraschen, dass sich für die Bevölkerungsgruppe der Jung-Alten ganz ähnliche Milieu-Differenzierungen abzeichnen wie für den „Rest“ der Bevölkerung<sup>28</sup>, ja, dass diese Differenzen im Alter sogar schärfer hervortreten, als in der Jugend oder im Erwachsenenalter. Alle Unterschiede zwischen Individuen und sozialen Gruppen werden im Alter verstärkt, so dass eine alternde Gesellschaft, wie sie sich zurzeit in Deutschland herausgebildet hat, von größeren Ungleichheiten und Unterschieden geprägt ist, als eine „junge“ Gesellschaft, wie sie tendenziell bis zum Ende der 1960er-Jahre bestand. Diese Faktoren des demographischen Wandels haben nun erhebliche Konsequenzen für die aktuelle und zukünftige Stadtentwicklung, die sich an unterschiedlichen Bedingungen, denen das Wohnen im Alter unterliegt, deutlich machen lassen.

#### Bedingungen des Wohnens: Gesundheit

Die Ausweitung der Lebenserwartungen ist vor allem durch einen vollständigen Wandel sozialmedizinischer Faktoren bedingt. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts dominierten Infektionskrankheiten, die jeden Menschen in jedem Alter befallen können und die sich durch zwei zentrale Eigenschaften auszeichnen. Entweder der Patient ist nach ca. 14 Tagen tot oder er ist nach ca. vier bis sechs Wochen wieder gesund. Diese Bedingungen führen zu der pyramidenartigen Form des Altersaufbaus „vormoderner“ Gesellschaften, da jeder Einwohner in jedem Lebensjahr der gleichen Wahrscheinlichkeit des Todes durch Infektionskrankheiten unterliegt. Gegenwärtig ist diese krankheitsbedingte Sterblichkeit durch eine ganz andere abgelöst. Es dominieren als Todesursachen die so genannten Alterskrankheiten, die in verstärktem Maße eben erst mit fortgeschrittenem Alter eintreten: Herz-Kreislaufkrankungen, Krebs, typische Verschleißerscheinungen an Gelenken, Demenzerkrankungen etc. Sie alle haben die unangenehmen Eigenschaften, nicht unmittelbar zum Tod zu führen, aber auch nicht heilbar zu sein. Das führt zu der veränderten Altersstruktur der Säule oder – gegenwärtig noch – des Pilzes, d.h. jeder Geborene hat gute Chancen, alt zu werden, sieht dann aber der hohen Wahrscheinlichkeit eines Siechtums von möglicher Weise mehreren Jahren im hohen Alter entgegen, eine Hinfälligkeit, die in der Regel zum „weißen Tod“, d.h. zum Tod in einer Klinik führt.

Das Bemühen der Sozialmedizin ist es nun, durch entsprechende Maßnahmen der Prävention das Alterssiechtum möglichst kurz zu halten, also zu einer „Morbiditykompression“ am Lebensende zu kommen<sup>29</sup>. Die Jahre davor aber sollten die Jung-Alten möglichst gesund

<sup>27</sup> Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/New York 1992

<sup>28</sup> Die Studie der Körberstiftung „Alter neu erfinden“ von 2013 unterscheidet vier Alterstypen: den kollektiv-solidarischen Typ, dem 34% der Älteren zugerechnet werden können, den hedonistischen mit 30%, den aktiv-leistungsorientierten mit 22% und den wertkonservativen Typ mit 14%. Der Bezug zu bekannten Milieudifferenzierungen, z.B. bei Gerhard Schulze 1992 a.a.O. ist nicht zu übersehen.

<sup>29</sup> Andreas Kruse, Die letzten Lebensjahre. Zur körperlichen, psychischen und sozialen Situation des alten Menschen am Ende seines Lebens, Stuttgart 2007, S. 19

erhalten werden, sie sollten also gar nicht erst zu Krankheitsfällen werden, da sich dann häufig Multimorbidität mit Unheilbarkeit und langem Siechtum einstellen.

Die Wohnung sollte als nicht so sehr als Sicherheitsbereich bei Erkrankungen, sondern als Gesundheitsraum zur Prävention angelegt sein, gleichzeitig aber dem Wunsch der Älteren nach selbstständigem Wohnen entsprechen. Für Ältere geeignete Wohnungen sollten also barrierefrei und unfallsicher angelegt sein. Vor allem aber sollten sie in soziale Beziehungen, d.h. in ambulante Dienste einerseits, in informelle Kooperationsnetzwerke andererseits einbezogen sein, da nach allen Hinweisen aus der Gerontologie die beste Prävention im Alter die sozialen, fordernden Kontakte sind. Die Lebenssituation des älteren Menschen wird erschwert, wenn keine Möglichkeit besteht, selbst Hilfen zu leisten<sup>30</sup>.

In diesem Kontext werden zwei grundsätzliche Alternativen des Wohnens im Alter diskutiert: „Smart Home“ und „Sorgendes Quartier“. Das „Smart Home“, das „kluge Haus“ ist mit einer hoch entwickelten Sicherheitstechnologie ausgerüstet und rechnet mit dem allein und weitgehend isoliert lebenden Älteren<sup>31</sup>: Nicht nur Barrierefreiheit und Sicherheitsvorkehrungen gegen Unfälle, sondern Meldesensoren bei Unfällen oder „Fehlverhalten“ sollen in diesen Wohnungen vorgesehen werden.

Dem gegenüber wird mit dem „sorgenden Quartier“ versucht, sicherheitstechnische Ansprüche in einem begrenztem Rahmen zu halten und statt dessen soziale Kontakte der Älteren in der Wohnumgebung zu aktivieren<sup>32</sup>, Kontakte, in denen der Ältere entscheidender Weise nicht nur versorgt, sondern selber zur tätigen Mithilfe aufgefordert wird.

Geht man von den genannten Lebens- oder Rollenbildern aus, die zumindest das Jung-Alter zu formen beginnen, kann kaum ein Zweifel bestehen, dass dem „sorgenden Quartier“ der Vorzug zu geben ist. Es eröffnet die Verwirklichung all der Vorstellungen von Nützlichkeit, von „noch gebraucht werden“, von Teilhabe und Teilnahme, die zumindest die lange Phase des Jung-Alters bestimmen, während das „Smart Home“ den Älteren zum Anhängsel einer Technologie degradiert, ganz im Sinne einer Technikorientierung, wie sie die klassischen Industriegesellschaften bestimmte, deren Mängel und Grenzen aber zurzeit deutlich hervortreten. Selbstverständlich sollten die Wohnungen Älterer soweit möglich gegen Unfälle gesichert sein, aber das gilt nicht nur für die Jung-Alten, sondern im Grunde für Jeden. Der eigene Haushalt, die eigene Wohnung ist nicht nur für die Älteren der Ort mit der höchsten Unfallgefährdung. Vermeidung von Stolperschwellen, rutschsichere Bäder und Badeinrichtungen, gegen Überhitzung gesicherte Küchenherde, zahlreiche Steckdosen, um die Überladung einzelner oder lange Verlängerungskabel zu vermeiden, an mindestens drei Seiten zugängliche Betten, um das Bettenmachen und Neubeziehen zu erleichtern und vieles mehr sollten in allen Wohnungen Standard sein, nicht nur in Altenwohnungen. Deren entscheidende Qualitäten sollten aber in ihrer sozialen Vernetzung liegen und weniger in einer technischen Aufrüstung, die den Bewohner eher zum passiven Objekt als zum sozialen Akteur macht.

<sup>30</sup> Andreas Kruse, psychologisch-anthropologische Beiträge zum Verständnis des Alternsprozesses, in: R. Schmitz-Scherzer, A. Kruse, E. Olbrich (Hrsg.), Altern – Ein lebenslanger Prozess der sozialen Interaktion, Darmstadt 1990, S. 29-42, hier S. 37

<sup>31</sup> Gerhard Naegele, Handlungsfelder einer zukunftsorientierten Alterssozialpolitik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 4-5/2013, S. 18-23, hier S.21

<sup>32</sup> Rolf G. Heinze, Selbständiges Wohnen: Nur in sorgender Gemeinschaft, in: Generali Zukunftsfonds (Hrsg.) u. Institut für Demoskopie Allensbach, Generali Altersstudie 2013. Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren, Frankfurt/M. 2012, S. 313-319.

Alterssozialpolitik sollte eher „Aufforderung statt Versorgung“ in einer Verbindung des „Für sich etwas tun“ und „Für andere etwas tun“<sup>33</sup>.

Eine besondere Bedeutung könnte allerdings den interaktiven elektronischen Medien, also den digitalen Netzwerken als Synthese von „technischer Aufrüstung“ und „kommunikativer Integration“ zukommen. Die „Stille Revolution“<sup>34</sup>, die sich in dieser Hinsicht zurzeit ereignet, wird vor den Älteren und ihren Wohnformen nicht halt machen, auch wenn sie bezeichnender Weise in der gerontologischen Forschung noch nicht angekommen ist, weder in den Möglichkeiten, die sich damit eröffnen, noch in den Gefahren die in diesen Medien lauern könnten, die anscheinend nur für Kinder und Jugendliche etwas sorgfältiger untersucht sind<sup>35</sup>.

Eine Radikalisierung des „sorgenden Quartiers“, also der Prävention durch Kooperation stellt das Gemeinschaftliche Wohnen dar<sup>36</sup>, bei dem Gruppen meist Älterer in ein meist eigens zu diesem Zweck errichtetes Gebäude ziehen, um durch wechselseitige Hilfen und Unterstützungen Umsiedlungen in Altenheime so lange wie möglich zu vermeiden. Zwei entscheidende Nachteile aber werden die Ausbreitung dieser Idee noch auf längere Zeit gravierend behindern. Zum einen verlangt das „Gemeinschaftliche Wohnen“, so wie es zurzeit propagiert und betrieben wird, den Umzug in ein entsprechendes Projekt. Der Wunsch der Älteren, in der eigenen Wohnung zu verbleiben, spricht immer gegen einen solchen Wohnungswechsel aus freien Stücken und ohne dringende Notwendigkeit. Aberselbst da, wo Wohnprojekte durch Umzugsbereitschaft zu Stande kommen, liegen sie auf Grund der begrenzt verfügbaren Grundstücke und hohen Bodenpreise in der Regel in peripheren Lagen, für das Wohnen im Alter eine äußerst ungünstige Bedingung. Nur ausgesprochen Wohlhabende können sich solche Projekte in innenstadtnahen Quartieren leisten, aber auch diese wären dann in ihren Größen eher begrenzt, und eine staatliche Förderpolitik, die diesen Mangel ausgleichen könnte, ist nicht in Sicht und auch sozialpolitisch nicht plausibel, da sie, wenn sie sich auf „Gemeinschaftliches Wohnen“ bezieht, eine einkommensunabhängige Förderung darstellen würde, die nicht zu rechtfertigen wäre. Und nur einkommensschwache Gruppen bei derartigen Projekten zu unterstützen, wäre gleichfalls nicht zu rechtfertigen, da sich daraus erhebliche Ungleichheiten innerhalb einer Fördergruppen ergäben. Dennoch ist das „Gemeinschaftliche Wohnen“ in seiner Grundidee vermutlich zukunftsweisend, jedoch weniger durch Entwicklung von Förderkonzepten für diese Wohnform, sondern eher als sozialpolitisches Modell der privaten und informellen Kooperation, die im Grund in jeder Wohnbebauung zu entwickeln und anzuregen wäre, da alle Älteren im Grunde das selbständige Wohnen, aber nur in „sorgender Gemeinschaft“ suchen<sup>37</sup>.

Bedingungen des Wohnens: Arbeit, Tätigkeit, Teilhabe

Die neue Lebensphase des Jung-Alters weicht die klaren Abgrenzungen zwischen Arbeit und Ruhestand auf und lässt eine für alle „Arbeitnehmer“ in exakt gleicher Weise fixierte

<sup>33</sup> Gerhard Naegele, a.a.O. S. 22; Erhard Olbrich, Zr Förderung von Kompetenzen im höheren Lebensalter, in: R. Schmitz-Scherzer, A. Kruse, E. Olbrich, Altern – Ein lebenslanger Prozess der sozialen Interaktion, Darmstadt 1990, S. 7-27.

<sup>34</sup> Mercedes Bunz, Die stille Revolution, Berlin 2012.

<sup>35</sup> Z.B. Sherry Turkle, Verloren unter 100 Freunden. Wie wir in der digitalen Welt seelisch verkümmern, München 2012.

<sup>36</sup> Albrecht Göschel, Gemeinschaftliches Wohnen. Leistungen, Formen, Bedingungen, in: complan Kommunalberatung (Hrsg.), Gemeinschaftliches Wohnen in Stadt und Quartier. Dokumentation zum Bundeskongress vom 5.12.2011. Eine Veranstaltung von Deutscher Städtetag, Deutscher Landkreistag, Deutscher Städte- und Gemeinbund, Potsdam 2012

<sup>37</sup> Generali Zukunftsfonds (Hrsg.) und Institut für Demoskopie Allensbach, Generali Altersstudie 2013. Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren, Frankfurt/M 2012, S. 303.

Altersgrenzen als in höchstem Maß unangemessen, als Relikt erscheinen<sup>38</sup>. In der Plastizität und Differenziertheit, die „Alter“ heute aufweist und in hohem Maße, gerade in der Phase des Jung-Alters, zu einer sozialen Konstruktion werden lässt<sup>39</sup> – alt ist, wer dafür gehalten wird und sich selber dafür hält – folgen fixierte Altersgrenzen nicht biologisch definierten Tatbeständen, sondern setzen diese als soziale Konstruktionen. Nicht, weil man 65 Jahre und damit alt ist, geht man in den Ruhestand, sondern man wird zum Alten dadurch, dass man mit 65 Jahren zwangsweise in den Ruhestand und damit ins Alter versetzt wird<sup>40</sup>. Je erfüllender das Arbeitsleben ist, um so eher besteht die Neigung, Arbeit oder arbeitsähnliche Tätigkeit bis weit in das achte Lebensjahrzehnt hinein auszudehnen, ganz in dem Sinne des genannten Ratschlags, beim Übergang in das Alter möglichst keine Zäsuren entstehen zu lassen. Das gilt vor allem für Arbeit, die heute in vielen Bereichen nicht mehr als harte Fron gilt, die häufig geschätzt wird und Integration in soziale Zusammenhänge verspricht. Seine Arbeit zu lieben, ist heute eher anerkannte Norm, als sie wegen ihres Zwangscharakters zu hassen und ihr Ende herbeizusehnen<sup>41</sup>. Aber selbst bei Gruppen, denen Arbeit als Belastung erscheint, tritt nach deren Ende in der Regel nicht Untätigkeit ein, wie es das klassische, aber eher negative Altersbild suggeriert, sondern eine andere Art von Tätigkeit, sei es im so genannten bürgerlichen Engagement, sei es in Vereinstätigkeit oder sei es in nun mit größerem Aufwand betriebenen Hobbys, vor allem aber im verstärkten Engagement in der Familie<sup>42</sup>. Allerdings müssen ehemalige Freizeitbeschäftigungen häufig neu justiert werden, da das was als Kompensation zum Berufsleben sehr wohl geschätzt werden konnte, ohne diesen Bezug leicht leer und schal wirken kann. Vor allem aber werden im Alter keine neuen Tätigkeiten aufgenommen, die vorher überhaupt keine Rolle gespielt hatten. Das „konsekutive“ Modell, Dinge wie Beruf, Familie, Hobby oder bürgerschaftliches Engagement nacheinander in Angriff zu nehmen, scheint überwiegend zu scheitern<sup>43</sup>. Nur denjenigen, die während ihres gesamten Erwachsenenlebens verschiedene Dinge parallel nebeneinander her betrieben haben, scheint deren Fortsetzung, und sei es in einer Auswahl, in den Ruhestand hinein gut zu gelingen.

---

<sup>38</sup> Susanne Wurm, Frank Berner, Clemens Tesch-Römer, Aktives Deutschland?! In: Aus Politik und Zeitgeschichte 4-5/2013, S. 3-8, hier S. 8; zur Entwicklung von einer Defizit- zu einer Aktivitätsthese als prägendes Merkmal von Alter und zur Entstehung eines „neuen Altersbildes“ vgl. Silke van Dyk u. Stephan Lessenich, „Junge Alte“: Vom Aufstieg und Wandel einer Sozialfigur, in: Dies. (Hrsg.), Die jungen Alten. Analysen einer Sozialfigur, Frankfurt/M. 2009, S. 11-48.

<sup>39</sup> Vgl. Gertrud Backes, Wolfgang Clemens, Klaus R. Schroeter (Hrsg.), Zur Konstruktion sozialer Ordnungen des Alters, Opladen 2001

<sup>40</sup> Paul B. Baltes, Herausforderungen und innovative Ansätze für gesellschaftlichen Wandel: „Der Generationenkrieg kann ohne mich stattfinden“, in: Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung (Hrsg.), Demographischer Wandel als Innovationsquelle für Wirtschaft und Gesellschaft, Köln 2005, S.51.

<sup>41</sup> Henning von Vieregge, Encore Career: Von der Ausnahme zur Normalität, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 4-5/2013, S. 13-17.

<sup>42</sup> Es wird geschätzt, dass die Älteren zwischen 60 und 85 Jahren Ehrenamt, Pflegetätigkeit und Kinderbetreuung im Wert von ca. 80 Milliarden Euro erbringen, entsprechend 21% der Rentenzahlungen. Rechnet man noch direkte finanzielle Unterstützungen und Erbschaften hinzu, wird erkennbar, dass Leistungen aus der Rentenversicherung in erheblichem Maße an die Jüngeren zurückfließen, vgl. Harald Künemund, Erwerbsarbeit, Familie und Engagement in Deutschland, In Jürgen Kocka, Martin Kohli, Wolfgang Streek (Hrsg.) a.a.O., S. 19-39, hier S. 36.

<sup>43</sup> Angaben zum bürgerschaftlichen Engagement bei Älteren schwanken erheblich. So geht z.B. die Körber-Stiftung davon aus, dass der Anteil der daran Interessierten mit 6% sehr gering sein dürfte. Vgl. Körber-Stiftung (Hrsg.) Alter neue erfinden. Ergebnisse der qualitativen Studie „Alter: Leben und Arbeiten“ und der Netzwerkkonferenz „Was die Deutschen wirklich über das Alter denken“, Hamburg 2013, S. 5. Dagegen gibt die Generali-Alterstudie mit ca. 45% der Älteren, die sich bürgerschaftlich engagieren, extrem hohe Werte und darüber hinaus auch steigende Beteiligungszahlen an, vgl. Generali Zukunftsfonds (Hrsg.) und Institut für Demoskopie Allensbach, Generali Altersstudie. Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren, Frankfurt/M. 2013, S. 343. Auf ein besonderes Problem beim bürgerschaftlichen Engagement, die Angst vor Statusverlust bei Hochqualifizierten, verweist Henning von Vieregge, Encore Career: Von der Ausnahme zur Normalität, in: aus Politik und Zeitgeschichte, 4-5/2013, S. 13-17, hier S. 16.

Für alle Tätigkeiten aber, die nach dem Ende des formalen Berufslebens Bedeutung erlangen, gilt, dass sie dann gelingen und Befriedigung versprechen, wenn eine Einbettung in sozialen Kommunikation und Kooperation erfolgt, wenn als Nützlichkeit und Generativität spürbar werden. Damit erscheint auch aus dieser Sicht das isolierende Wohnen „am Stadtrand“ im Einfamilienhaus als problematisch und tendenziell kontraproduktiv. Ganz davon abgesehen, dass die Pflege eines eigenen Gartens mit dem Alter auch bei guter Gesundheit zur Belastung werden kann, erscheint vielen Älteren zunehmend das Wohnen in verdichteter Innenstadt- oder Innenstadtrandlage wünschenswert. Was sich bei der Planung von Wohnheimen oder Altenwohnanlagen bereits als verfehlt gezeigt hat, der Standort „auf der grünen Wiese“, in „Ruhe und Abgeschiedenheit der Natur“, der zunehmend das Gefühl erweckt, abgeschoben zu sein und damit nur Ausdruck eines überholten Altersbildes ist, zeigt sich auch für das selbstständige Wohnen im Jung-Alter zunehmend als unangemessen, das Wohnen in der peripheren Stadtrandlage. Gerade alle die Tätigkeiten, die im Alter relevant werden, unterliegen keiner klaren Abgrenzung von Arbeitszeit und Freizeit, so dass Wohnlagen, die auf ein tägliches Pendeln zwischen Wohnort und Arbeitsort mit fixierten Zeiten angelegt sind, hinderlich werden. Zudem bedeutet die Wohnform „Einfamilienhaus am Stadtrand“ eine ungebrochene Abhängigkeit vom PKW, die als Belastung empfunden werden kann. Innenstadtnähe wird also in absehbarer Zeit zum präferierten Wohnstandort auch der Älteren, soweit sie es nicht bereits ist.

#### Bedingungen des Wohnens: Erlebnisorientierung

Die neue Lebensphase des Jung-Alters vollzieht sich, wie gesagt, nicht in Rückzug, Ruhe und Abgeschiedenheit, sondern zielt auf Teilnahme, Erlebnis, Kommunikation und Kooperation. Auch daraus scheint sich ein bereits erkennbarer Trend der Älteren zum Wohnen in der Stadt zu entwickeln. Die Anregungsintensität der Stadt wird zunehmend gesucht und nicht gemieden, wie es traditionelle Altersbilder nahe legten. Vor allem das kulturelle und kommunikative Leben der Stadt, Theater, Konzerte, Opern, Museen, Cafés und Restaurants können jetzt mit mehr verfügbarer Zeit intensiver genutzt werden, so dass auch die Älteren die Wanderungen in die Dienstleistungsmetropolen vollziehen, zumindest nicht aus ihnen fortziehen, um so Wohnraum für Jüngere frei zu machen. Ähnliches gilt für die Einkaufsbereiche der Innenstädte, die für die Älteren ihre Attraktivität durchaus nicht verlieren. Sie suchen dort, wenn auch für andere Waresegmente, die gleiche Unterhaltung, Abwechslung und Anregung wie die Jüngeren. Mit der neuen Lebensphase des Jung-Alters entsteht also eine Lebensform, die wie andere der neuen Dienstleistungsgesellschaft auf die Städte, die verdichteten Stadtteile, auf Urbanität ausgerichtet ist. Besonders bei den Älteren steht diese Orientierung aber auch unter dem Wunsch, Sicherheit zu finden. Im Wohnquartier wird diese Sicherheit durch ein geringes Maß an Fremdheit der anderen Bewohner hergestellt, so dass eher homogene Stadtquartiere bevorzugt werden.

#### Segregation und Gentrifizierung

Sowohl das genannte Sicherheitsbedürfnis als auch die notwendige Kooperation im „sorgenden Stadtquartier“ legen eine Präferenz für homogene, also für segregierte Wohnviertel nahe, und dies aus durchaus nachvollziehbaren, positiven Argumenten, wie sie z.B. mit der Kooperationsnotwendigkeit als Gesundheitsvorsorge gegeben sind. Damit stellen sich für Älteren ähnliche Bedingungen ein, wie sie in der Stadtforschung für traditionelle Unterschichtsquartiere herausgearbeitet wurden. Sozial homogene Quartiere bieten bessere Voraussetzungen für relevante Kooperationen, sei es in einer „ethnischen Ökonomie“, sei es

in einer schichtspezifischen Schattenwirtschaft, als durchmischte Wohnbereiche<sup>44</sup>. Für Unterschichten sind damit jedoch auch Nachteile verbunden, da das Leben im homogenen Quartier auch die Perspektiven auf sozialen Aufstieg begrenzt<sup>45</sup>. Diese Nachteile sind offensichtlich im segregierten „bürgerlichen“ Quartier, wie es von den entsprechenden neuen Jung-Alten präferiert wird, nicht gegeben. Die Herausbildung dieser neuen Lebensform wird also Segregation tendenziell stützen und vorantreiben.

Ähnliches gilt für Gentrifizierung, also für die Aufwertung innenstadtnaher, verdichteter Altbaubereiche. Da die neuen Alten neben anderen Gruppen zunehmend auf diese Gebiete zielen, entsprechende Bestände aber nur begrenzt vorhanden und auch nicht beliebig vermehrbar sind, steigen die Preise diese Wohnungen, so dass Gentrifizierung unvermeidlich wird. Wirksame Instrumente der Gegensteuerung sind vermutlich nicht verfügbar, und es ist auch nicht sicher, ob sie immer unbedingt wünschenswert wären. Aber zweifellos sind es nicht die Älteren alleine und nicht einmal dominant, die diese Trends auslösen. Aber sie haben Anteil daran. Segregation und Gentrifizierung sind Ausdruck wachsender Ungleichheit, und diese Ungleichheit wird, wie gesagt, in alternden Gesellschaften eher gesteigert als nivelliert. Der dominante Wunsch der Älteren, in der vertrauten Wohnung und Wohnumgebung zu bleiben, hält allerdings den Beitrag der Älteren bzw. Jung-Alten zu diesen Vorgängen vorerst noch in engen Grenzen.

#### Die Stadt der „Authentizitätsgesellschaft“

Die im demographischen Wandel neu entstandenen Lebensphasen „Jugend“ und „Jung-Alter“ sind Ausdruck und wahrscheinlich sogar Auslöser der zentralen Normen des Wertewandels Selbstverwirklichung oder, wie man auch sagen könnte „Authentizität“. Diese Betonung des Eigenen, des Eigenständigen, des Selbst als Projekt und Werk scheint so sehr zum Merkmal gegenwärtiger Kultur geworden zu sein, dass nachgerade von einer Authentizitätsgesellschaft, von einem „Zeitalter der Authentizität“<sup>46</sup> die Rede ist. Vor allem im allgemein geteilten Anspruch auf individuelle Kreativität erhält diese Authentizität ihren dominanten Ausdruck, findet aber auch in der Wahrnehmung und Vorstellung von „Stadt“ ihren Niederschlag<sup>47</sup>. Auch von der Stadt und dem Stadtquartier, der unmittelbaren und weiteren urbanen Umgebung wird eben diese Authentizität erwartet, die zu einer Abwertung der so genannten funktionalistischen Stadt und einer massiven Aufwertung von besonderer, historischer Stadtgestalt führt.

Während die funktionalistische Stadt von den Prinzipien der Serie und des Rasters bestimmt war und in ihrer Form diese technischen Prinzipien einer den Bevölkerungsmassen gerecht werdenden technischen Infrastruktur zum Ausdruck bringen sollte, setzt die Stadt der Authentizitätsgesellschaft auf Gestalt der Stadt, auf den spezifischen Ort im Gegensatz zu den „Nicht-Orten“, die die funktionalistische Stadt hervorgebracht hat<sup>48</sup>. Diese gerät – als formales Prinzip – in den Verruf, Affektmangel hervorzurufen, Anrengungsarmut und Monotonie auszustrahlen, Gefühle und Sehnsüchte ihrer Bewohner nicht zu befriedigen usw. Man wird an das berühmte Karl-Kraus-Wort erinnert, das diese funktionalistische Stadt pries und sich gegen die „authentische“ Stadt wandte: „Ich erwarte von meiner Stadt fließendes

<sup>44</sup> Thomas Krämer-Badoni, Urbanität und gesellschaftliche Integration, in: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften, DfK, vormals AfK, 2001/1, S. 12-26.

<sup>45</sup> Henner Hess u. Achim Mechler, Ghetto ohne Mauern – ein Bericht aus der Unterschicht, Frankfurt/M. 1973.

<sup>46</sup> Charles Taylor, Ein säkulares Zeitalter, Berlin 2012, Kap. 13, Das Zeitalter der Authentizität, S. 788.

<sup>47</sup> Andreas Reckwitz, Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Berlin 2012 (1993), Kap. 7. Creative Cities: Die Kulturalisierung der Stadt, S. 269.

<sup>48</sup> Marc Augé, Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt/M. 1994.

Wasser, elektrisches Licht und gepflasterte Straßen. Gemütlich bin ich selber“. Genau das scheint in der Stadt der Authentizitätsgesellschaft nicht mehr zuzutreffen. Die Stadt soll „gemütlich“ sein, denn was bedeutet „gemütlich“ anderes, als dem Gemüt, dem Gefühl, der Seele, den Affekten zuträglich.

Bis in die Stadtforschung hat sich dieser Sichtwandel auf die Stadt durchgesetzt, in der jetzt nach eben dieser Seele einer Stadt, nach ihrer einmaligen und unverwechselbaren Atmosphäre, ihrer kulturellen Identität als einer vergessenen Dimension des Städtischen gefragt wird<sup>49</sup>.

Eine kulturwissenschaftliche Stadtforschung, die dem Rechnung trägt, und die „kreative“ oder „authentische“ Stadt als Gegenmodell zum Vorläufer „funktionalistische Stadt“ deklariert, tendiert aber dazu, zu übersehen, dass diese neue „authentische Stadt“ nicht an die Stelle der funktionalistischen Stadt tritt, sondern sie nach wie vor zur Voraussetzung hat. Ohne die perfekten Infrastrukturnetze der technischen, funktionalistischen Stadt wäre die neue „authentische Stadt“ nicht funktionsfähig. Sie wäre schlicht undenkbar. Aber diese Tatsache versucht sie, zu verdrängen, unsichtbar zu machen.

Damit deutet sich eine letzte, gravierende, auch durch den demographischen Wandel ausgelöste Spaltung und Ambivalenz der gegenwärtigen Stadt an, die aber die Geschichte der modernen Stadt ständig begleitet hat, die Spaltung in eine schöne, strahlende, beheimatende Stadt der Oberfläche gegenüber einer bedrohlichen, fremden Stadt des Untergrundes, des Dunklen, Nächtlichen, zunehmend aber vor allem einer hellen Kälte gegenüber der Wärme der „authentischen Stadt“. Die funktionalistische Stadt hatte versucht, diesen Widerspruch durch eine technische Organisation und Ästhetik aller Teile der Stadt zu überwinden. In der kulturellen Abkehr von diesem funktionalistischen Modell wird diese Spaltung der Stadt in aller Schärfe erneuert. Neben den „authentischen Orten“ des Stadterlebnisses, des Stadtgenusses, wie man nachgerade sagen könnte, stehen die Angsträume der technischen Infrastrukturen: Städtische Schnellstraßen und Parkhäuser; technische Großanlagen industrieller Lebensmittelproduktion, die gegen Ende 19. und Beginn des 20. Jahrhundert als Inbegriff urbaner Brutalität galten<sup>50</sup>; Großkliniken, in denen Patienten zu Fällen und Objekten moderner Medizintechnologie degenerieren, Großmärkte an „städtischen“ Autobahnkreuzungen auf gigantischen Parkflächen, die jeder Kunde bemüht ist, so schnell wie möglich zu verlassen; unterirdische Schnellverkehrssysteme, deren Züge und Haltepunkte zu Kristallisationspunkten gleichermaßen von Alltagskriminalität wie totaler Überwachung werden. Alle diese Anlagen entwickeln einerseits Größendimensionen, die jede Struktur einer „europäischen Stadt“ nach historischem Muster sprengen<sup>51</sup>, und nehmen in allen Städten ungefähr gleiche Erscheinungsformen an. Hier werden Städte austauschbar und gesichtslos, bei aller „Authentizität“, die sie „oberirdisch“ entfalten könnten.

Während die bekannten Spaltungen der Stadt jedoch, wie sie von Fritz Langs „Metropolis“ bis zu John Carpenters „Klapperschlange“ vor allem Thema des Kinos geworden sind, in der Regel einen Klassengegensatz zur Grundlage haben, könnte sich in der aktuellen Spaltung ein

<sup>49</sup> Vgl. die Beiträge in: Helmuth Berking u. Martina Löw, Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Frankfurt/New York 2008, besonders der Beitrag von Rolf Lindner, Textur, *imaginaire, Habitus* – Schlüsselbegriff der kulturanalytischen Stadtforschung, S. 83-94; Albrecht Göschel, Die Seele der Stadt, in: Peter Nickel u. Georgios Terizakis (Hrsg.), Die Seele: Metapher oder Wirklichkeit. Philosophische Einführungen, Bielefeld 2010, S. 99-114.

<sup>50</sup> Marco D'Eramo, Das Schwein und der Wolkenkratzer. Chicago: Eine Geschichte unserer Zukunft, Reinbek bei Hamburg 1998.

<sup>51</sup> Thomas Sieverts, Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, Braunschweig, Wiesbaden 1998.

neuer Widerspruch zwischen Glück und Bedrohung in jedem Einzelnen einstellen. Jeder Bewohner der „authentischen Stadt“ ahnt immer, dass sein Erlebnis der „schönen Stadt“, dass die „Seele“ seiner Stadt auf einer bedrohlichen, unbegreiflichen, unbekannt und nur verdrängten Materialität basiert, die in jedem Moment allein durch Versagen oder Fehlsteuerung in die Katastrophe führen kann. Sehr bezeichnend scheint sein, dass in neueren Kino-Krimis nicht so sehr die dunklen Zonen der Ghettos oder des Untergrundes, sondern die gleißend hellen Angsträume z.B. der Parkhäuser als Orte des Verbrechens und der panischen Verfolgungsjagden auftauchen. Jeder Stadtbewohner muss sie nutzen, muss sich ihrer Kälte und Ortlosigkeit aussetzen. Man sieht in ihnen alles, aber eben das Entscheidende nicht. So spaltet sich die Stadt der Gegenwart in die Ambivalenz von Liebe zu ihr und Angst vor ihr, ein nicht ganz neuer Gegensatz, und auch die „authentische“, die geliebte Stadt ist besonders seit den 1980er-Jahren Gegenstand des Kinos geworden. Alle Filme Woody Allens, aber auch Rob Reiners bezaubernde Liebeskomödie „Harry und Sally“ von 1989 feiern diese Stadt, als deren Inkarnation bezeichnender Weise New York erscheint, eine Stadt, die bis in die 1940er-Jahre eher durch die Brutalität und Düsternis der Reportagefotos Weegees getroffen zu sein schien.

In ihrer technischen Rationalität steht die moderne Stadt zwar in der Tradition der „europäischen Stadt“, nicht aber in ihrer Gestalt, ihrer Erscheinung. Die „authentische Stadt“ wird keine Ganzheit, keine kulturelle Einheit, wie sie die Tradition der „europäischen Stadt“ nahe zu legen scheint. Sie wird es weder baulich-räumlich, noch sozial bei forcierter Segregation, noch politisch, denn auch Kommunalpolitik fasst das Gemeinwesen „Stadt“ nicht zusammen, sondern verwaltet partikular, sektoral und in höchstem Maße begrenzt durch staatliche Zuständigkeiten. Die Einheit der „europäischen Stadt“ als Ort der „civil society“ ist Geschichte<sup>52</sup>, und der demographische Wandel mit seiner Tendenz zur Authentizität reproduziert sie nicht, sondern forciert die Fragmentierungen, Polarisierungen, Widersprüche und Ambivalenzen, die die Stadt auszeichnen. Die „Stadt“ ist nicht Einheit und Ganzheit, sondern gebaute Ambivalenz. Alle Versuche, eine solche Ganzheitlichkeit und Widerspruchsfreiheit herzustellen – und alle Stadtutopien hatten das zum Ziel – haben sich als urbane Katastrophen, als zutiefst anti-städtisch entpuppt. Ihre Ambivalenz ist es, was Städte zum Problem aber auch faszinierend und lebendig macht, nicht ihre Eindeutigkeit, sei es als funktional-rationale Systeme, sei es als „gemütvolle“, authentische Orte.

Das schlägt sich letzten Endes auch in ihrer Planung, in der Stadtentwicklung nieder, die heute zu Recht auf langfristige Utopien oder umfassende Zielsetzungen verzichtet und statt dessen im Detail durch Ausbalancieren von Gegensätzen, von widersprüchlichen Anforderungen in hoher Komplexität zu wirken sucht, um nicht intendierte Nebenfolgen, wie sie mit jedem großen Ansatz unweigerlich verbunden sind, nach Möglichkeit zu vermeiden und zu begrenzen.

---

<sup>52</sup> Thomas Krämer-Badoni, Die europäische Stadt und die alteuropäische Soziologie – Kommunaler Sozialstaat oder civil society? In: Walter Siebel (Hrsg.), Die europäische Stadt, Frankfurt/M. 2004, S. 433-444.